

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919**

16.2.1919 (No. 7)



# Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 7

Karlsruhe, Sonntag, 16. Februar

1919

**Inhalt:** Die Nationalversammlung zu Frankfurt und ihre Parteien. I. Ein Aufsatz aus dem Jahre 1848 von Jos. Witt. v. Scheffel. — Ernst Haedel. Zum 85. Geburtstag am 16. Februar. Von Dr. Rich. Rabner-Gaggenau — Karl Scheffler, der Geist der Gotik. Von W. G. Desterling. — Wilhelm v. Scholz. Von Arthur Drews, Karlsruhe. — Badische Totenschau für 1918.

## Die Nationalversammlung zu Frankfurt und ihre Parteien.

Ein Aufsatz aus dem Jahre 1848 von Jos. Witt. von Scheffel<sup>\*)</sup>

Unmählich löst sich die große Masse der zum Theil noch ohne genau bestimmte Richtung hier zusammengetroffenen Abgeordneten der Nationalversammlung in einzelne scharfer abgerundete Gruppen auf, die sich näher über ihre zu verfolgende Tendenz aussprechen und zu vereinigen suchen!

Wiewohl sich noch durchaus nicht alle Abgeordneten, ja nicht einmal die Mehrzahl unter das Panier einer bestimmten Partei geschaart haben, so wird doch schon im gewöhnlichen Verkehr von einer Rechten, einer Linken, und einem Centrum gesprochen; — ja, nach dem vor Kurzen veröffentlichten Entwurf zu einem Programm des linken Centrum sind wieder zwei bestimmte Richtungen innerhalb des Centrum zu unterscheiden!

Wir wollen versuchen, all die verschiedenen Richtungen, die natürlich in ihren einzelnen Vertretern wieder in mannigfachen Färbungen und Schattierungen repräsentiert sind, — die überhaupt mehr noch im Werden begriffen, als schon klar crystallisirt sind, wenigstens im Allgemeinen zu charakterisiren.

Als direkter Gegensatz stehen sich die äußerste Rechte und die äußerste Linke gegenüber. Beide erkennen zwar die Nothwendigkeit an, dem deutschen Vaterland durch eine Gesamtverfassung eine neue Kräftigung und Einheit zu verleihen; — aber in der Art, die Zustände der Gegenwart aufzufassen, und in der Wahl der Mittel zur Regeneration Deutschlands gehen sie durchaus auseinander.

Die äußerste Rechte betrachtet die Gegenwart und den gegenwärtigen Rechtszustand als feste Basis, die durch die revolutionäre Bewegung, welche ganz Deutschland durchzitterte und bald blutig, bald unblutig zum Ausbruch kam, durchaus nicht erschüttert sei.

Daher legt die Rechte gegen alle Anforderungen der Linken unerbittlich das Gewicht des bestehenden positiven Rechts in die Waagschale; daher verlangt sie, daß nur auf dem strengen Weg des Gesetzes von diesem Boden abgewichen werde; — daher sucht sie stets die Berufung auf die Revolution und die erst durch die Revolution geschaffenen modernen Rechtsprincipien abzumeißen.

Die äußerste Linke dagegen betrachtet die Zustände in Deutschland als tabula rasa, als geebneten Boden, auf dem nun ohne weitere Hindernisse die Architektur ihrer politischen Verfassung aufgeführt werden könne und müsse. Was noch von Rechtszustand da ist, von Trägern der Gewalt, Behörden u. s. w., das gilt der äußersten Linken nur als provisorisch Bestehendes, als Nothbehelf eines Uebergangszustands, der aber alle Berechtigung verloren habe, sobald der Volkswille mit seinem Definitivum hervortritt.

Während daher die Rechte eine große, fast ängstliche Schonung der bestehenden Regierungen zeigt, stürmt die Linke gegen dieselben an, als wenn sie gar keine Existenz mehr hätten; — während die Rechte der Revolution negirt, möchte die Linke die Revolution perpetuiren.

Diese Verschiedenheit zeigt sich bis jetzt in allen wichtigeren Abstimmungen. In der Mainzer Angelegenheit, wo es sich darum handelte, ob gegenüber den militärischen Gewaltmaßregeln des Festungsgouvernements die Nationalversammlung einen Beschluß fassen sollte, wurde, auf Veranlassung der rechten Seite zur Tagesordnung übergeschritten. Die Rechte machte den Rechtsboden geltend, auf dem allein die Versammlung sich bewegen dürfe, sie sei bloß verfassungsgebende Behörde, die mit jeder Executivmaßregel in das vorhandene Recht der Regierungen eingreife; — die Linke dagegen, die bei den rücksichtslosen Konsequenzen, die sie aus der Volkshoheit zieht, auf die Unmöglichkeit der Nationalversammlung hinarbeitet, suchte auch jede außerordentliche Executivmaßregel als in deren Bereich ge-

hörend darzustellen und den Kreis der Parlamentsbefugnisse in der Art des einstigen französischen Directoriums zu erweitern.

Ebenso wollte bei der Verhandlung über den Raveauxschen Antrag der die Wirksamkeit der constituirenden Versammlungen einzelner deutscher Länder gegenüber der Versammlung zu Frankfurt betraf, — die äußerste Rechte statt einen Beschluß zur Wahrung der Souveräne, auf der Frankfurter Versammlung zu fassen, — statt überhaupt nur diese Souveränität auszusprechen — zur Tagesordnung übergehen, „in dem begründeten Vertrauen, daß sämtliche Staaten Deutschlands alle Punkte ihrer besonderen Verfassungen, die nach Vollendung des allgemeinen deutschen Verfassungswerkes mit demselben in Widerspruch stehen, abändern, und daß dieselben Abänderungen auch in den während der Dauer der Nationalversammlung zu Stande kommenden neuen Verfassungen einzelner deutscher Staaten vorgenommen werden.“

Die Linke dagegen hielt es für eine Existenzfrage, die ausschließliche Souveränität der Nationalversammlung in der Verfassungsangelegenheit zu proclamiren und allen verfassungsgebenden Versammlungen wie den Regierungen gegenüber als erstes Gebot auszusprechen: Ich bin der Herr, Dein Gott; Du sollst keine andern Götter neben mir haben! — Die vermittelnde, oder wenigstens formell nicht so schroffe Erledigung, die der Raveauxsche Antrag, ganz im Sinne der Linken, durch Annahme des Vorschlags des Abgeordneten Bernher fand, ist bekannt. Die äußerste Rechte blieb in bedeutender Minorität.

Mit einem genau bestimmten Programm, als Glaubensbekenntniß der Partei, ist bis jetzt bloß die äußerste Linke, oder wie sie sich nennt, die radical demokratische Partei, hervorgetreten. Sodann ist der Entwurf eines Programms für ein linkes Centrum erschienen, das aber noch keineswegs angenommen ist, sondern wohl noch bedeutenden Erörterungen und Modificationen unterworfen wird, ehe es als Parteischiboleth gelten kann.

Die rechte Seite besitzt ihre äußersten Vertreter in einigen früheren Größen des ersten vereinigten Landtags zu Berlin; wir möchten diese Fraction, wenn ihr überhaupt gelingt, sich als selbstständige Partei zu behaupten und wenn sie nicht durch den Drang des Zeitgeistes genötigt wird, im rechten Centrum aufzugehen, — als die aristocratische Rechte bezeichnen. Ihr Anführer ist Herr von Vinde, der einstige gewaltige Oppositionsmann des ersten Berliner Landtags. Am Fürsten Lichnowski hat er einen, wenn auch nicht sein strategisch auftretenden, doch fest und mutig dreinhauenden Adjutanten; — auch Graf Arnim-Boitzenburg hat hier seinen Platz eingenommen, und mit ihm noch manche Preußen und auch Oesterreicher. Ebenso wird Herr von Radowich hieher zu zählen sein, wenn ihn nicht etwa seine eifrige katholische Gesinnung in die Reihen der clericalen Partei — wosfern sich überhaupt eine solche selbständig gestalten wird, — führt.

Für die künftige Reichsverfassung Deutschlands wird dieser Theil der Nationalversammlung vermutlich die englischen Grundzüge als Vorbild aufstellen, und das starke Gewicht, das dort noch auf den aristocratischen Elementen liegt, auch zu uns übergetragen wünschen. Ob sie damit dem herrschenden Geist der Zeit entsprechen, wird ihr Erfolg lehren.

Das Centrum wird im allgemeinen von allen denjenigen gebildet, welche eine einheitliche und volksthümliche Gestaltung Deutschlands anstreben, aber dabei den Verhältnissen der Wirklichkeit genügend Rechnung getragen wissen wollen.

Das Centrum sieht daher die Revolution in Deutschland als vollendete Thatsache an, als deren Resultat sich die konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Unterlage für die Einzelstaaten, und eine konstitutionelle Gesamtverfassung ergebe.

Das Centrum betrachtet den Grundsatz der Volkshoheit als nicht im Widerspruch mit den konstitutionellen Grundsätzen stehend, — es sieht aber auch in den Regierungen der Einzelstaaten die Träger und zwar die allein gesetzmäßigen Träger der Souveränität dieser Einzelstaaten, und will daher denselben nicht, als bloßen Mandatären des Volkswillens, im Namen des souveränen Gesamtwillens, der in der Nationalversammlung fixirt ist, unbedingt Gesetze vorschreiben, sondern es sucht im Wege der Vereinbarung mit den Regierungen zum Ziele zu gelangen.

Je nach der minder oder mehr demokratischen Grundlage, auf welcher die Mitglieder des Centrum die konstitutionelle Monarchie aufgeführt wissen wollen und je nach den Gründen, welche sie für die konstitutionelle Monarchie überhaupt bestimmen, wird sich die verschiedene Gruppierung in rechtes und linkes Centrum ergeben.

<sup>\*)</sup> Pol. Chronik Nr. 52 vom 31. Dezember 1918.

Wer die constitutionelle Verfassung als absolut letztes Ziel der deutschen Bewegung aufstellt; wer um keinen Preis darüber hinaus will, weil er sie principiell für das Höchste hält, der wird mehr zum rechten Centrum zu zählen sein; — wenn aber das constitutionelle Princip nicht unbedingt der Rubicon ist, über den er nie und nimmer den Fuß setzen will, sondern wer es nur aus den Gründen der Wirklichkeit von 1848 anerkennt, und seine Weiterbildung selbst zur Republik nicht verdammt, der gehört eher ins linke Centrum. Das linke Centrum ist daher für die Grundsätze der entschiedenen Linken im Allgemeinen empfänglich und adoptiert sie, sofern sie nur ohne gewaltsame Maßregeln und Verwirrung durchgeführt werden können.

Dieser Unterschied des rechten und linken Centrum wird besonders bei der Frage von der höchsten Reichsgewalt zur Sprache kommen. Die Mitglieder des rechten Centrums, die das constitutionelle System als ein absolut vollendetes betrachten, müssen consequent auch an die Spitze der Reichsgewalt eine entsprechende Form setzen, also werden sie für einen erblichen Kaiser mit verantwortlichem Ministerium stimmen.

Das linke Centrum dagegen wird weder für einen erblichen noch für einen Wahlkaiser stimmen, — eben weil es nicht starr constitutionell ist und wenigstens da, wo keine geschichtlichen Thatsachen auf die Beschlässe bestimmend einwirken und wo der Nationalversammlung, — wie bei der Schaffung der Reichsgewalt — freies Spiel gelassen ist, mehr seinem, dem innersten Kern nach doch republikanischen Instincte folgt.

## Ernst Haeckel.

Zum 85. Geburtstage am 16. Februar.

Von Dr. Richard Kahner-Saggenau.

Ernst Haeckels idyllischer Wohnsitz, die Villa Medusa in Jena, wurde im vergangenen Jahre von der Carl-Beiß-Stiftung käuflich erworben und der Universität Jena geschenkt, damit nach des Meisters Erbentagen seine Wohn- und Arbeitsstätte mit allen kostbaren Sammlungen, Bücherschätzen und Manuskripten der Nachwelt in ihrer Ursprünglichkeit erhalten werden kann. Spätere Generationen sollen hier von dem unermüdbaren Fleiße und der universellen Geisteskraft des Mannes Kunde erhalten, der nebst Darwin als der Begründer der modernen Entwicklungslehre (generelle Morphologie, System, Phylogenie, biogenetisches Grundgesetz) gelten muß, und der als Erster in aufopferndem Forschen und Kämpfen der Entwicklungslehre, die anfangs selbst im engeren Fachkreise (Naturforscher- und Arztetage in Stuttgart) fast nur ungläubiges Kopfschütteln erhielt, die ihr gebührende Achtung zu verschaffen wußte, bis er schließlich durch jene den Sieg der modernen Naturwissenschaft verkünden konnte. Die Naturwissenschaft allein, nur um ihrer selbstwillen war dem Altmeister der generellen Morphologie nicht die letzte Befriedigung, sie war für ihn die Wissenschaft, die ihm die Bausteine für die Genetik im weitesten Sinne liefern mußte, auf deren Fundament dann wieder aus seinem synthetischen Denken eine neue Weltanschauung erwuchs, der naturalistische Monismus.

Der naturalistische Monismus war es, der ihm von kirchlicher, dualistisch-philosophischer Seite oder von idealistischen Mystikern Feindschaft brachte, der ihm aber auch aus den Reihen der nicht Voreingenommenen und Tendenzlosen, der Schaulustigen und solcher, welche die Dinge in goethischem Sinne zu sich sprecher lassen, Freunde und Verehrer aus allen Weltteilen in Scharen zuführte.

Wenn der alte Haeckel aus diesem Freundeskreise eine kleine Zahl besonders Vertrauter um sich hat, mit denen er trotz seines leidenden Zustandes in sokratischer Ruhe über Gott und die Welt, über Seele und Körper plaudert, dann leuchten noch heute seine blauen Augen aus dem silberumwallten Antlitz in jugendlicher Begeisterung, und er gibt bis in die Einzelheiten die Richtlinien an, nach denen die zum „Ernst-Haeckel-Museum“ gewordene Villa Medusa einstens verwaltet werden soll, denn dieses Museum soll nichts Geringeres werden als eine Arbeitsstätte für allgemeine Entwicklungslehre.

Unvergessliche Erinnerungen sind mir die August-Tage vorigen Jahres, wo ich in stillen Nachmittagsstunden mit Haeckel in seinen Hydromedusen-Bänden blätterte und beim Betrachten der prachtvollen Originale bei jedem einzelnen Exemplar aus dem Munde des Meisters die damit zusammenhängenden Einzelheiten und Gedankengänge erfahren konnte, die, viele Jahrzehnte zurückliegend, ihn bei der Abfassung der großen Monographien (Radiolarien, Calcispongien, Hydromedusen und Siphonophoren etc.) veranlaßt hatten, aus ihnen die Gesetze für die generelle Morphologie, das biogenetische Gesetz und die systematische Phylogenie abzuleiten, oder wenn wir seine Aquarelle vom malanischen Archipel betrachteten und er dabei aus längst vergangenen Tagen erzählte, von dem drolligen Negerknaben, den er in Tanakstellung auf einem der Blätter verewigte, und er bei den Ficus-Studien scherzend-ernstlich meinte, solche Wurzeln müssen auch Sie recht viele treiben, damit im Museum einmal aus den einzelnen Stämmen ein richtiger Wald wird, wie dieser Ficus-Wald hier. Ich träumte von Hydromedusen und Siphonophoren, von tropischen Wäldern von Zauberhütten und Negerknaben, vom Ficus und den von den Ästen herabziehenden und zum Erdboden strebenden Wurzeln, und am anderen Nachmittag konnten wir unserem alten Freund die Mitteilung machen, daß die „Gesellschaft

zur Förderung der Entwicklungslehre“ gegründet ist, deren Programm unser Freund Dr. Heinrich Schmitt sofort entwickelte: Philosophische Synthese der genetischen Einzelforschung, Geschichte der Entwicklungslehre, Erweiterung der Entwicklungslehre zu einer aktivistischen Entwicklungs-Ethik, Ausbau des Ernst-Haeckel-Museums zu einem Seminar für entwicklungsgeschichtliche Forschung und Lehre etc.

Haeckel war glücklich. — Denn sein naturalistischer Monismus mit dem Substanzgesetz sollte ja gar nicht das Alpha und Omega sein, das letzte Wort, das hier gesprochen, sondern eine Naturphilosophie, in der die Dinge selbst sprechen und in der für Haeckel dieser Sprache, die da gegen über einer transzendenten Metaphysik zum Vorschein kommt, das Wichtigste ist und nicht die speziellere Fassung. An jener Grenze, wo das eigentliche Erkennen und Beobachten aufhört, wo eine Metaphysik in dem Sinne beginnt, als sie nach der sinnlich beobachtbaren Natur, meta physin, beginnt, ist allerdings auch Haeckel ein Metaphysiker, nicht aber in dem Sinne, in dem das Wort Metaphysik oft gebraucht wird und daher zu groben Mißverständnissen Anlaß gibt, daß in einem philosophischen Wort = Credo Kräfte geschaffen werden dürften, die selbst etwas anderes wären als Gott-Natur. Den spekulativen Philosophen mag es befriedigen, wenn er ein aprioristisches, ewiges Absolutes, eine Finalität in sich schließende Idee oder ein Unbewußtes konstruiert, das selbst erst nach Jahrmillionen alter Entwicklung in hochorganisierten Gehirnen wesen sich bewußt und vernünftig dokumentieren kann; Haeckel konnte durch solche geisteswissenschaftliche Abstraktionen weder befriedigt sein, noch zugeben, daß ein Wort = Credo eine Lösung der letzten Fragen bedeuten kann. Und wenn uns auch eine große Zahl von Berufsphilosophen als platt bezeichnet, weil wir es mit Goethe halten und „aus der Wahrheit der fünf Sinne“ sein wollen, weil wir das letzte Sein niemals begreifen und erfassen können, wohl aber im Abglanz, Beispielspiel und Symbol erkennen, weil wir Gott in der Natur und die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken sehen, untrennbar wie Substanz und Energie, so zwingt uns unser biologisches Denken, und wenn wir uns noch so sehr in Kant, Schopenhauer, Hartmann oder Bergson vertiefen, zu einem Glauben, den wir nicht von vornherein als Schlüssel der Erkenntnis gelten lassen können, den wir vielmehr, wie auch Goethe (Brief an Boscawell vom 25. Febr. 1832) an das „Ende alles Wissen“ setzen müssen. Wenn wir uns metaphysisch, wie es Haeckel getan, an der Grenze des sinnlich Wahrnehmbaren die ursprünglichen Grundlagen für die Erscheinungen des Lebens konstruieren und ausdenken in Reproduktionen, die nur uns selbst und dem von uns Beschauten gemäß sein können, so ist doch alles, was wir ausdenken, ursprünglich aus Vorstellbarem gewonnen, so daß wir zum Glauben an die Goethe-Haeckelsche Gott-Natur gelangen müssen, wo weitere, rein geisteswissenschaftliche Theorien keine intellektuell erfahrbaren Lösungen mehr bringen können, sondern lediglich eine Schein-Lösung, in der vor ein X ein weiteres X gestellt ist, dessen Wort-Morphologie nur den befriedigten kann, dem Mythologie Lösung bedeutet.\*

Statt uns auf den Tummelplatz spitzfindiger Dialektik zu begeben, sind wir bescheiden in und durch die Wissenschaft, die uns gelehrt hat, daß wir, selbst ein Stück Gott-Natur, niemals dazu sein können, dieses Stück nicht zu sein, um als Subjekt für ein Objekt im sogenannten Wesen zu erfassen. Subjektiv und objektiv können aber nur gemeinsam vorkommen und stehen in untrennbarer, funktionaler Beziehung. Das Ich steht nicht der Welt gegenüber, sondern gehört in sie hinein, womit jeder scheinbare Dualismus von Subjekt und Objekt überwunden ist. Unser Bewußtsein ist einhalt, der stets subjektiv und objektiv zu gleicher Zeit ist, ist für uns das Wesen der Welt; in ihm ist uns die Welt unmittelbar gegeben.

„Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,  
Denn was innen ist, ist außen.“ —

Mit Goethe könnten wir zu denen, die in philosophischen Seitenzweigen das Wesen der Welt zu lösen glauben, sagen: „Ich hat Gott mit der Metaphysik bestraft, mich dagegen mit der Physik belohnt, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde.“ (Brief an Lavater vom 5. Mai 1786.)

Daß es uns aber beim Anschauen seiner Werke wohl sein kann, haben wir zum großen Teile unserem Haeckel zu verdanken. Dieser Dank sei ihm heute, zu seinem 85. Geburtstage, von uns ganz besonders dargebracht. Denn Du Altmeister Ernst Haeckel bist es gewesen, der uns in der generellen Morphologie und System, Phylogenie die Einheit aller Lebewesen nachgewiesen hat, der uns im biogenetischen Grundgesetz noch heute die Richtlinien zeigt, die in Jahrmillionen die Entwicklung genommen hat, vom Wurme bis hinauf zum Menschen. Diese Erkenntnis aber ist die Grundlage geworden für die Biologie, damit konnte die Psychologie zur dynamischen Wissenschaft werden.

\* In der Einsicht, daß der philosophierende Naturwissenschaftler sich auf den Boden einer einheitlichen, „monistischen“ Erkenntnisquelle stellen muß, von wo aus jener auch Ethik und Kulturwissenschaft zu begründen sucht, hat Reichinger seine Philosophie des „Als-Ob“ geschrieben, weil er u. A. glaubt, daß die Begründung der Ethik vom idealistischen Standpunkte durchgeführt werden müsse. In dieser Synthese von Positivismus und Idealismus hat aber Reichinger die Unentbehrlichkeit der positiven Richtung nachgewiesen und zugegeben. Ich halte Reichingers seltene Denksoperation von großer Bedeutung, die Überbrückung der Kluft zwischen Positivismus und Idealismus aber für nicht gelöst.

den und die Pädagogik auf dem Boden der physiologischen Psychologie zur Natur zurückkehren (Kay, Neumann). Und auch für die Ethik hat das biologische Denken die Zeit gebracht, daß sie statt einer mehr normativen Wissenschaft, auf biologisch-psychologischem Boden aufgebaut werden kann (Maxim Dirsch: Organisatorische oder konstruktive Ethik.). Auch hier überall eine neue Zeit.

W. Macht den Sieg des Entwicklungsgedankens bisher noch unterdrücken konnte, um die Menschen in Herren und Knechte einzuteilen, ist das Recht getreten, das der Wahrheit und der Richtigkeit den Weg nach oben zeigt. Daß Haedel die Morgenröte dieser neuen Zeit erleben durfte, ist seine schönste Geburtsstunde. In dem ihm so nahen Weimar, das die Wirkungsstätte seines Lieblingsdichters Goethe war, der ihn sein ganzes Leben lang so treu begleitete, soll an seinem Lebensabend der Neubau für ein neues, geistig freies Deutschland begonnen werden. Während Haedel seinen 85. Geburtstag feiert, werden im Stadttheater zu Weimar die Garantien dafür gegeben, daß seine Macht mehr, lediglich um der Macht und alter Vorzugsstellung wegen, dem Wahren, Schönen und Guten entgegenzetreten kann, auch wenn ihre Auffassung von dem Althergebrachten abweicht.

Unser aller Wunsch aber ist es, daß es unserem alten Haedel noch vergönnt sein möge, wenigstens die ersten frischen Vormittagsstunden dieser neuen Zeit zu erleben. Für ihn hat gegolten, was hoffentlich dem neuen Deutschland bald gelten darf:

„Per aspera ad astra.“

### Karl Scheffler, der Geist der Gothik.

(Leipzig, Im Inselverlag. Mit 107 Abbildungen. 6 Mk.)

Zu den Redensarten, die dadurch nicht wahrer werden, daß fast jedermann sie nachplappert, gehört auch die, „über den Geschmack sei nicht zu streiten“ (de gustibus non est disputandum). Damit wäre zu allen ästhetischen Erkenntnissen und Urteilen der Weg veramtelt und jeder könnte für schön oder häßlich erklären, was ihm so zu sein bedünkt, ohne daß er verpflichtet wäre, den Maßstab zu nennen, den er anlegt. In der Tat rührt die Haltlosigkeit im ästhetischen Urteil und die Unsicherheit des Geschmacks zum großen Teil daher, daß die meisten, sich auf jenes billige, die Deutschaufheit unterstützende Schlagwort von den „Geschmäckern“ stützend, rein willkürlich ihren Spruch fällen, der von dem zufälligen Grad ihrer Reizbarkeit in irgend einem Augenblick künstlerischen Genießens abhängt und sich gar keiner Objektivität befleißigt. Von irgend einem vagen, durch Erziehung und Konvention überlieferten Schönheitsideal ausgehend, verhalten sie sich zustimmend oder ablehnend zu den Erscheinungen der Kunst. Dies Ideal ist in 99 Fällen von hundert das sog. „klassische“, von der griechischen Kunst in ihrer Hochblüte hergeleitete, oder zumindest eines, das in irgend einer Verdünnung das von Winkelmann und Lessing aufgestellte Gesetz von der „edeln Einfalt und stillen Größe“ enthält. Unser humanistischer Unterricht bemühte sich, dies Ideal in Reinkultur zu züchten und aus den jungen Deutschen junge Griechen zu machen. Fremdheit gegen die Werke deutscher Kunst ist die Folge, wenigstens gegen ihre innersten rein-deutschen Werte.

Hier gilt es gründlich nachzuholen. Zu verwerfen ist der Satz, die griechische Kunst müsse das Ideal sein, dem wir nachzustreben haben. Er verlangt eine Verleugnung unserer Volkstatur, die nur einzelne, besonders dazu Veranlagte, aufbringen können. Er ersichert den deutschen Künstlern — von Grünewald bis zu Thyra und etlichen Neuere — den Zugang zum Verständnis ihres Volkes. Er trennt die meisten von uns von den reinsten Ausprägungen ihrer seelischen Grundstimmung, wie sie in der Kunst Form und Gestalt gewonnen haben. Er vertieft die Kluft zwischen den sog. Bildungsschichten und den übrigen Klassen.

Von dieser Seite her begrüße ich ein Werk, wie das von Karl Scheffler „Der Geist der Gothik“, weil es uns zu uns zurückführt und gleichzeitig unserem deutschen Geist seine Stellung in der Welt zuweist, der nicht nur neben jenem des klassischen Hellenentums besteht, den dieses vielmehr als Ergänzung notwendig braucht.

Zwar die Erkenntnisse, die Scheffler vermittelt, sind nicht durcheinander neu. W. Worringer hat sie in seinem Werk „Formprobleme der Gothik“ (München 1912) in der Hauptsache vorweg genommen. Auch er hat den Gegensatz zwischen Klassik und Gothik fixiert und gefunden, daß in der Gothik das geistige Ausdrucksbedürfnis vorherrscht, daß die Pathetik ihr Grundelement ist, um innere Dissonanzen zu überbrücken. „Der gothische Mensch ist wesentlich anders gestimmt als der griechische. Sein Lebensgefühl steht unter dem Druck einer dualistischen Zerrissenheit und Friedlosigkeit.“ Die Heimat dieses Menschen ist der germanische Norden, aber er findet sich auch sonst in der Welt. In der Heimat unserer Vorfahren fand der gothische Geist seine vollkommenste Ausprägung, aber er findet Verwandte in allen Gegenden der Erde. Es gibt eine geheime Gothik lange vor der eigentlichen des christlichen Mittelalters und lange nach ihr. Und gerade heute ist die gothische Stimmung wieder verbreiteter als sonst. Den Romantikern vor hundert Jahren leuchtete sie als Stern am Himmel ihrer Sehnsucht und führte sie auf ihren Wegen in die deutsche Vergangenheit. Das germanische Kunstwerk ist ein wesentlich anderes als das klassische, denn seine seelischen Voraussetzungen sind andere. Auf dem Gebiet der Dichtung haben wir dies längst eingesehen und gefühlsmäßig ausgedrückt etwa von Shakespeare entschieden gegen das klassische Drama oder gar

gegen das klassizistische, wie es den Franzosen als Ideal vor Augen schwebte.

Diesem klassizistischen Ideal verdanken wir die falsche Einstellung, als sei der Endzweck der Kunst „das Schöne“. Der junge Goethe war es, der vor dem Straßburger Münster zu der richtigen Erkenntnis kam: „Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist!“ Bildend, d. h. sie drückt ein Inneres so aus, daß es ein Aeußeres wird. Hier ist der Kernpunkt der ganzen Angelegenheit, und Scheffler betont ihn mit Recht: „Der Ausdruck eines inneren Zustandes, das ist das Entscheidende. Die Schönheit umfaßt nur die Hälfte, sie zielt auf den Genuß, sie befriedigt Glücksbedürfnisse und das Verlangen nach ruhiger, heiterer Harmonie. Das Glück aber ist in der Kunst ebensowenig das Höchste wie im Leben.“ Aus der Forderung der „Schönheit“ folgte die Epigonenkunst, die Bildungskunst, die akademische Kunst mit ihrem Normalstil. — Die Kunst als Spiegel der Welt, als Ausdruck der Seele: das ist der Sinn, der Geist der Gothik. Dort (in der griechischen Kunst) Gesetzmäßigkeit, Harmonie, Besonnenheit; hier (in der gothischen Kunst) Ekstase, Ausdruck, Leidenschaft. „Der griechische Mensch erschafft die Formen der Ruhe und des Glückes, der gothische Mensch die Formen der Unruhe und des Leidens.“ Nicht zufällig kommt das Christentum, die Religion des Leidens, zu den höchsten Kunstwerken der Gothik mit ihren seelischen Werten, zu diesem Stil, der eine der wenigen absoluten Formschöpfungen der Geschichte ist.

Bis in viele Einzelheiten verfolgt Scheffler (wie vor ihm Worringer) diese Gesetzmäßigkeit und über weite Räume der Erde. Ja, auch im einzelnen Menschenleben weist er den Ablauf des Spieles der zwei Energien nach: „Es ist der Widerstreit von Ruhe und Unruhe, von Glück und Leiden — zur Form erstarrt.“ Goethe, in seiner Jugend der Gothiker, in den Mannesjahren zum klassischen Stil hingewandt und im Alter (Faust, II. Teil) zur Gothik zurückkehrend, ist ein Typus für viele Einzelne und für ganze Völkerschaften. Denn der gothische Geist ist nichts Historisches, wenn er auch in fixierter Zeit seine künstlerische Hochblüte erlebt hat, sondern etwas Unvergängliches, dessen Spuren sich in Religion, Philosophie, einzelnen Rassen und Zeiten aufzeigen lassen.

Mit einer großen Beweglichkeit der Intelligenz und des unerschöpflichen Wortes führt Scheffler auf die Wege des gothischen Geistes in der Geschichte der Menschheit. Die Anpassungsfähigkeit seines Ausdrucks ist erstaunlich und vermittelt an und für sich einen künstlerischen Genuß. Immer wieder lenkt er in seinen fesselnden Ausführungen auf den Kernpunkt der Frage zurück. Ein reiches, wohl gewähltes und trefflich wiedergegebenes Bildmaterial unterstützt seine Sätze, die bestimmt sind, in unsere ganze ästhetische Betrachtungsweise neues Licht zu bringen, und in denen man auch ein Programm für Gegenwart und Zukunft finden könnte, wenn Scheffler sich als Historiker nicht ausdrücklich dagegen verwahrte.

W. E. Desterling.

### Wilhelm v. Scholz.

Von Arthur Drews, Karlsruhe.

Wilhelm von Scholz wird unter den Kandidaten für den Intendantenposten des hiesigen Landestheaters genannt. Es mag daher interessieren, das Urteil unseres Karlsruher Philosophen und Literaturhistorikers Prof. Arthur Drews über sein literarisches Wirken zu vernehmen. Neb.

Wilhelm v. Scholz (geb. 1874 in Berlin) gehört zu den Charakterköpfen in unserer modernen Literatur. Als Lyriker genießt er einen hohen Ruf, wie er durch den im Jahre 1902 zuerst erschienenen Gedichtband „Der Spiegel“ begründet wurde. Wenn Dunkelheit der Gedanken und Verschommenheit der Ausdrucksweise, wie dies ja heute vielfach der Fall ist, für einen Dichter ein Lob bedeuten, so ist der Ruf des „Spiegels“ begründet. Man befindet sich den meisten dieser Gedichte gegenüber in einem Zustande vollkommener Ratlosigkeit. Es herrscht eine mystische Dämmerung in diesem Buche, in der etwas Bestimmtes zu unterscheiden, und an welcher ein aufrichtiges Gefallen zu finden wohl nur wenigen Lesern vergönnt sein wird. Man schwant wie in ein bewegtes Gewässer, auf dessen Spiegel alle Bilder schwanken und zittern. Wenn man eben meint, die Umrisse eines Gegenstandes erfasst zu haben, zerfließt alles wieder ins Ungewisse und Verworfene. Pathos, die auf dem Dreifuß orakelt. Wohl blühen hier und da einzelne schöne Bilder und glänzende Einfälle auf. Aber sie bleiben vereinzelt, und der Eindruck des Ganzen ist der eines gewollten Tiefsinns. Man empfängt den Eindruck, daß die Gedanken des Dichters entweder noch nicht zur Klarheit ansgerückt oder durch ein Uebermaß von Grübeln nachträglich ins Unbestimmte verwischt sind. Wie von einer geheimnisvollen Traumerscheinung fühlt man sich in dunkle Gänge und nächtliche Tiefen fortgezogen, aber man verliert bald den Boden unter den Füßen, taumelt unsicher in der Finsternis umher und greift ins Leere. Ein häufig angeführtes Gedicht aus dem „Spiegel“ ist das „Wiegespräch im Raum“. Hat wirklich jemals schon einer den angeblichen „Tiefinn“ dieser Verse ergründet?

„Der Spiegel“ enthält auch dramatische Szenen und längere balladenartige Gedichte. Sie sind meist ebenso dunkel, gequält und rätselhaft, wie die lyrischen Sachen. Das Bild des Spiegels, der, vom Atem des in ihn Hineinschauenden überhaucht, alles nebelartig und schleierhaft macht, paßt in der Tat für die Mehrzahl der in diesem Buch enthaltenen Gedichte. Man lechzt ordentlich nach einem einfachen, unverfälschten Gefühl und leat das Buch mit dem Bewußtsein aus der Hand, eine arge Enttäuschung erlebt zu haben.

Selber wird dieser Eindruck auch durch die „Neuen Gedichte“ nicht gehoben, die Scholz im Jahre 1913 hat erscheinen lassen. Sie ent-

\*) Das Buch II, wie alle hier besprochenen Werke von Scholz, im Verlage von Georg Müller in München und 1908 in zweiter vermehrter Auflage erschienen.

hatten ein paar häßliche Naturbilder, aber das Meiste ist auch hier wieder ein reinvolles Ringen um den Ausdruck mystischer Erlebnisse und Gesichte, ein sich Mühen, das Einfache und Natürliche durch mikroskopische Finerarbeiten ins Bedeutende emporzuschrauben, ohne suggestive Kraft und zwingende Notwendigkeit. Man steht diesen Versen mit der Empfindung gegenüber, wie so manchem, was Rilke gedichtet hat, nur daß Scholz die Musik der Sprache abgibt, die Rilkes Lyrik vielfach auch dann noch anziehend macht, wenn der Inhalt sich völlig in Klang und Farbe aufgelöst hat. Wenn dies „Expressionismus“ sein soll, so ist es jedenfalls wenig geeignet, einen für diese neueste Kunstarrbeit einzunehmen.

Unter diesen Umständen erscheint es verwunderlich, Scholz als begeistertem Verehrer mittelalterlicher Minnelorik zu begegnen, wie er uns in „Minnesang, freie Nachdichtungen“ 1917 entgegentritt. Ob die zuweilen anspruchsvollen, unverfälschten Gefühlsergüsse eines Heinrich v. Veldeke, Hartmann v. Aue, Sperrvogel usw. gerade wegen ihrer Schlichtheit und Natürlichkeit einen Wilhelm v. Scholz besonders angezogen haben? Jedenfalls sind ihm diese Nachdichtungen von Liebern aus der Zeit um 1200 vorzüglich gelungen. Man versenkt sich seinen Versen gegenüber gern noch einmal in diese bunte Welt fahrender Sängler, liebesfroher Ritter und naturwärmerischer Minnedichter, die in so unbekümmerter Weise von Zeug und Liebe zu singen wissen, und deren Lieder daher auch ewig jung bleiben, weil sie sich nicht bemüht haben, ihre innerlichen Erlebnisse mit weit hergeholttem Gedankenballast zu beschweren.

Aber Wilhelm v. Scholz gilt nicht nur für einen unserer ersten Lyriker, er ist auch eine Hoffnung der dramatischen Dichtung unserer Tage. Im Anschluß an Hebbel hat er sich eingehend mit der Theorie des Dramas befaßt, und gehört zusammen mit Paul Ernst und Samuel Lublinski zu denjenigen, die einem neuen Klassizismus zustreben. Sein bekanntestes Werk auf dramatischem Gebiet ist „Der Jude von Konstanz“, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, zweite Auflage, 1913.\*) Der jüdische Arzt Raston hat sich taufen lassen, um als Christ die Heimat und die Ruhe zu finden, deren er für seine Arbeit braucht. Aber so sehr er auch über die Religion seiner Väter hinaufgelangt zu sein glaubt, innerlich kommt er doch nicht von ihr los, und auch die äußeren Bande, die ihn noch mit seinen früheren Glaubensgenossen verknüpfen, vermag er nicht völlig abzuschneiden. Er liebt Hellet, die schöne Tochter seines Stammes, und es gelingt ihm sogar, sie dem einen neuen Glauben zuzuführen. Aber er tut es ohne innerliche Ueberzeugung, nur um sie den Nachstellungen der Christen und den Gefahren einer drohenden Judenverfolgung zu entziehen. Ja, er hält es selbst so wenig mit den Christen, daß er seine einstigen Stammesbrüder von der nahen Gefahr, worin sie schweben, in Kenntnis setzt und sich dabei dazu verhalten läßt, in deren Tracht unter ihnen zu erscheinen und die Wahrheit seiner Nachricht mit einem jüdischen Gelde zu bekräftigen. Das wird ihm zum Verhängnis. Im Straßenkampfe zusammen mit anderen Juden aufgegriffen, soll auch er, wie sie, den Tod auf dem Scheiterhaufen erleiden. Wohl gelingt es ihm, im Angesicht des Todes seinen früheren Glaubensgenossen die Freiheit zu erwirken, aber die Art, wie sie es aufnehmen, erfüllt ihn mit tiefster Verachtung für die Lebenden. Und obwohl der Bischof selbst, den er als Arzt heben vom Tode errettet hat, für ihn eintritt, zieht er den Tod der Freiheit vor aus Weltüberdruß und weil er im Hinblick auf die schwankende und schillernde Natur seines eigenen Charakters einseht, daß er nirgends eine Heimat haben werde. Das Drama ist wirkungsvoll aufgebaut, die Sprache edel und die Ehrlichkeit des Ringens bei dem Dichter anzuerkennen. Aber die handelnden Personen bleiben uns gleichgültig, ihre Schicksale ereignen uns nicht, und zumal die Hauptfigur, der hochfünfte, aber in sich zwiespältige und dem Schicksal so wenig gewachsene Jude Raston, strahlt keine Wärme von sich aus.

Von ganz anderer Art sind die „Vertauschten Seelen“,\*\*) die „Komödie der Auferstehungen“, wie Scholz das Werk bezeichnet (zweite Auflage 1911). Es ist eine groteske tollster Art. Bei der Uraufführung 1910 wurde sie für ein Werk des Tirso de Molina (1570—1648) ausgegeben, und sie liegt sich in der Tat wie die Umdichtung eines spanischen Schwanks aus vergangenen Jahrhunderten. Die Handlung spielt in tragend einem Königreich des Morgenlandes. Ein widerwärtiger, liebestoller Bettler gelangt durch einen Zufall in den Besitz der Kunst, seine Seele gegen diejenige eines Verstorbenen auszutauschen, und möchte sich mit ihrer Hilfe in den Besitz der schönen, von ihrem Gatten verstoßenen Königin setzen. Und auch der König selbst verwandelt sich durch das ihm kundgewordene Geheimnis in die verschiedensten Gestalten, um endlich reumütig in die Arme der verkannten Gattin zurückzukehren. Beim Lesen fallen einem die vielen Verwandlungen, die sich unaufhörlich vor den Augen des Zuschauers vollziehen, nur zu bald auf die Nerven, und man ist froh, wenn die vertauschten Seelen endlich jede den ihr zugehörigen Leib wiedergefunden haben und der an das Kaiserliche-Theater erinnernde Wirrwarr des beständigen Sterbens und Wiederaufstehens ein Ende nimmt. Von der tiefen Weisheit, die bewundernde Anhänger des Dichters in seinem Werke erblicken wollen, habe ich leider nichts zu entdecken vermocht. Es ist im besten Falle ein harmloses Unterhaltungsstück, und es würde unserem nationalen Stolz keinen sonderlichen Stolz zufügen, wenn es, statt den Deutschen Wilhelm von Scholz, wirklich den alten Spanier Tirso zum Verfasser haben sollte.

Das jüngste dramatische Werk des Dichters ist das fünfaktige Schauspiel „Gefährliche Liebe“ (1913). Gut, daß das Stück vor dem Kriege erschienen ist. Es ist aufs Innigste zu wünschen, daß derartige Dramen hinfort bei uns in Deutschland nicht mehr möglich sein werden. Das ganze Stück, das in Paris zur Zeit der heinenden Revolution spielt, handelt von nichts als von den Liebesabenteuern der verführerischen Marquise von Merceuil und ihres Geliebten, des Vicomte von Belmont. Es ist eine Art Verherrlichung der ekelhaftesten Brunn. Nicht eine Figur, die auf unser Mitgefühl Anspruch haben könnte, da selbst die fromme und angeblich hochmoralische Frau von Tourvel in einer mehr als gewagten Szene dem Wirren des wehertollen Vicomte erliegt. Es mag ja richtig sein, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse zu Paris in jener Zeit so waren, wie v. Scholz sie schildert. Aber was in aller Welt geht uns dies Gefindel von verführten Gräfinnen, adligen Zuhältern und lieberlichen Kammerfrauen an? Wir können es dieser Gesellschaft nur von Distanz, wenn am Ende das Strafgericht in der Gestalt des blutdürstigen Pariser Volks über sie hereinbricht. Man fragt sich erstaunt, wie ein Dichter von der künstlerischen Vornehmheit eines Wilhelm v. Scholz dazu kommt, an dieses

\*) Das Stück vermochte es bei seiner Uraufführung in Karlsruhe nur zu einem Achtungserfolg zu bringen. Neb.

\*\*) 1912 unter Kronachers Regie mit einem lebhaften Darstellungserfolg am Karlsruher Hoftheater aufgeführt. Neb.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte Verantwortlicher Leiter: Gustav Reppert. Druck und Verlag

Thema fünf lange Akte zu verschwenden und die edlen Zamben dazu zu mißbrauchen, die Liebesergüsse, Ansiglichkeiten, Bonismen und aesthetisierenden Richtigkeiten dieser durch und durch verrotteten und vermorrenen Gesellschaft wiederzugeben. Wer soll an solchen Stücken Gefallen finden? Und was bedeutet der Dichter damit, ein Publikum fünf lange Akte hindurch mit diesem Gegenstande im Theater festzuhalten? Man braucht nicht zimperlich zu sein, um Stücke, wie die „Gefährliche Liebe“, in der Tat als eine Gefahr für die Sittlichkeit unseres Volkes zu empfinden. Ich bedauere, einen W. v. Scholz auf diesen Bahnen der verwegentesten Franzosenkämmer wandeln zu sehen. Möge es ihm recht bald gelingen, den schlechten Eindruck dieses Stückes zu verwischen und die großen Hoffnungen wirklich durch ein vollgültiges Drama zu erfüllen, die viele gerade auf ihn für das deutsche Theater setzen.

## Badische Totenschau für 1918.

### November.

Josef Huber, von 1903 bis 1918 katholischer Pfarrer zu Hofsweil; † ebenda. — Ernst Jffel, von 1881 bis 1904 evangelischer Pfarrer zu Eichtetten, von 1904 bis 1918 Stadtpfarrer zu Weinheim; † ebenda. — Dr. Otto Barth, Großb. Oberbaurat a. D., Dr. phil. hon. o. der Universität Straßburg, von 1878 bis 1911 o. Professor der Architektur an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, daneben von 1891 bis 1902 a. o. Mitglied der Baudirektion, von 1902 bis 1911 bautechnischer Referent beim Großb. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts, bezw. seit 1911 beim Ministerium des Kultus und Unterrichts; Erbauer des Kollegiengebäudes und des pharmakologischen Instituts der Universität Straßburg, der Kunstgewerbeschule in Leipzig usw.; † in Karlsruhe. — Heinrich Aeb, Fabrikant und Besitzer der Dampfsteingewerkschaft Aeb und Genl in Weinheim; † ebenda. — Dr. jur. Wolfgang Geinze, zuletzt von 1909 bis 1918 Oberamtmann beim Verwaltungshof in Karlsruhe; † als Hauptmann d. V. in einem Bazarret zu Warschau. — Hermann Doderhoff, Kommerzienrat und Industrieller, früherer Mitinhaber der Portlandzementfabrik Doderhoff und Söhne in Mannheim; † zu München. — Alfred Sievert, Kaufmann und früherer Besitzer einer Zigarrenfabrik in Vahr; Bezirkspfleger für die Kunst- und Altertumsdenkmale des Amtsbezirks Vahr; betätigte sich schriftstellerisch als Mundart- und Vahrer Volksdichter, sowie auf dem Gebiete der Vahrer Volksgeographie; † zu Vahr. — Josef Zimmermann, Großkaufmann und Mitinhaber der Getreidegroßfirma Gebrüder Zimmermann u. Cie. zu Mannheim; † zu Mannheim. — Karl Friedrich, Großb. Baurat, zuletzt von 1892 bis 1898 Vorstand der Wasserbauinspektion zu Bruchsal, von 1898 bis 1904 zu Vahr und von 1904 bis 1918 Zentralinspektor und Hilfsreferent bei der Oberdirektion des Wasser- und Strassenbaues zu Karlsruhe; † ebenda.

### Dezember.

Friedrich Förster, von 1899 bis 1914 Professor an der Realschule zu Breiten, von 1914 bis 1918 an der Realschule zu Oberkirch; † ebenda. — Friedrich Oldorf, Malermeister in Heidelberg, seit 1907 Vorstandsmittglied und von 1910 bis 1918 stellvertretender Vorsitzender der Handwerkerkammer Mannheim; † zu Heidelberg. — Karl Klein, emerit. kath. Pfarrer von Neigehausen-Mederszell; † zu Derten bei Börsach. — Philipp von Fischer-Treuenfeld, Kgl. preussischer Generalleutnant a. D. zu Freiburg i. Br., zuletzt bis 1892 Generalmajor und Kommandeur der 57. Infanteriebrigade zu Freiburg; veröffentlichte 1895 das Werk: „Die Milderobierung Freiburgs durch die Kurbrandenburgische Reichsarmee 1644“; † zu Freiburg i. Br. — Dr. Johann Ferdinand Schmalz, Großb. Geheimer Bergamt a. D., von 1889 bis 1918 Landesgeologe bei der geologischen Landesanstalt in Heidelberg, bezw. Karlsruhe, bezw. Freiburg i. Br.; † zu Kitznach bei Zürich. — Dr. Emil Better, von 1912 bis 1918 Gewerbeinspektor bei dem Gewerbeaufsichtsamte zu Karlsruhe; † zu Schopfheim. — Hermann Dübbs, Kunstmaler zu Selbach bei Vahr, hauptsächlich gelocht als Landschafts- und Tiermaler; † auf seinem Landhause Eitelhard bei Seelbach. — Rudolf Stiefbold, Kgl. preussischer Generalmajor a. D., zuletzt Kommandeur eines Subartillerieregiments, von 1895 bis 1907 Mitglied des Zentralkomitees des Badischen Frauenvereins und Geschäftsführer der Abteilung III Krankenpflege, seit 1907 Ehrenmitglied dieser Abteilung; † zu Karlsruhe. — Karl Friedrich Fehrenbach, von 1902 bis 1915 katholischer Pfarrer zu Altschweier bei Bühl; † ebenda. — Wilhelm Buchheim, Privatmann zu Heidelberg, ehemaliger Buchdruckerbesitzer und Verleger des „Heidelberger Anzeiger“; † zu Heidelberg. — Julius Emele, Oberrechenlehrer a. D. zu Karlsruhe; zuletzt von 1893 bis 1911 Reallehrer und von 1911 bis 1918 Oberrechenlehrer am Seminar II zu Karlsruhe; war viele Jahre Schriftführer des Karlsruher Gewerbevereins und erwarb sich große Verdienste um die Hebung des Handwerkerstandes, für den er in Wort und Schrift eintrat; schrieb u. a. „Die Geschichte des Gewerbevereins Karlsruhe 1831—1906“ (1907); † zu Karlsruhe. — Dr. Otto Crusius, Großb. Geheimer Hofrat, o. Professor der klassischen Philologie an der Universität und Präsident der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften in München; Dr. hon. o. der Universitäten in Dublin und Athen; Herausgeber der Zeitschrift „Philologus“; wirkte von 1898 bis 1902 als o. Professor der klassischen Philologie und Mitdirektor des philologischen Seminars an der Universität Heidelberg und zugleich als außerordentliches Mitglied des badischen Oberstudienrats; während seines Heidelberger Aufenthalts schrieb er u. a. „Erwin Rohde. Ein biographischer Versuch“ (1902); † zu München. — Johann Baptist Eder, Altbürgermeister und Biegeleibbesitzer zu Brühl, vertrat von 1891 bis 1902 den 44. Landtagswahlkreis Schwetzingen als Mitglied der Deutschen Volkspartei in der Zweiten Kammer der badischen Landstände; † zu Brühl. — Julius Breilner, Großb. Landgerichtsdirektor a. D. in Philippsburg; war von 1883 bis 1888 Amtsrichter in Meßkirch, von 1888 bis 1892 Amtsrichter bezw. Oberamtsrichter in Bruchsal, von 1892 bis 1900 Landgerichtsrat in Mosbach, von 1900 bis 1912 in Freiburg i. Br., von 1912 bis 1917 Landgerichtsdirektor in Mannheim; vertrat von 1893 bis 1904 den 40. Landtagswahlkreis Bruchsal und von 1905 bis 1909 den 52. Landtagswahlkreis Bruchsal-Land als Mitglied des Zentrums in der Zweiten Kammer der badischen Landstände; † zu Philippsburg.

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung m. b. S.